

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 11.

Mittwoch, den 14. Januar.

1925.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

(26. Fortsetzung.)

„Das bißchen Spotten und Lachen!“ sprach sie ihm gedankenvoll nach. „Du sagst das so leicht hin, als ob es gar nichts wäre! Ich habe auch schon gedacht, ob ich vielleicht zu sensibel wäre — aber ich bin im Grunde nicht empfindlich, wirklich nicht. Oder soll ich mit meiner Meinung zurückhalten? Das geht doch auch nicht an. Meinem Mann muß ich doch alles sagen, jeden Gedanken — meinst du nicht auch?“

„Liebe Gabriele, ich bin nicht verheiratet.“

„Aber — aber — wenn, wenn du es wärst — meinst du dann nicht, daß man einander alles sagen müßte?“

„Ich weiß wirklich nicht. Wenn man gar zu tief schürft, könnte man leicht auf Untiefen stoßen.“

„Aber in mir sind keine!“ rief sie halb unwillig.

„Nein, du süßes Kind!“ klang es in ihm, „in dir sind keine — wohl dir! Noch nicht! Vielleicht bewahrt dich das Schicksal überhaupt davor!“

„Ich habe ja noch nicht viel erlebt!“ fuhr Gabriele fort. „Mein Leben war wohl sehr genug und abwechslungsreich — Mama hat dafür gesorgt, sie wollte mir viel Freude bieten. Die habe ich denn auch gehabt — die weiten Reisen, die herrlichen Naturgenüsse — Kunst hätte ich ja viel, viel mehr haben mögen, aber davon hat Mama mich geflissentlich zurückgehalten. Sie hat gemeint, das reale Leben käme darüber zu kurz, und das reale Leben sei das weitaus Wichtigere. Nun, ich weiß nicht! Ich möchte nur sagen: Allerlei Schönes habe ich sehen und genießen dürfen, aber persönlich, für mein eigenes Ich, habe ich noch nicht viel erlebt. Das ist Oskar sehr recht, hat er mir gesagt. Er hat sich ein unbeschriebenes Blatt gewünscht.“

„Damit er seine zitierten und pflichtbewußten Schriftzüge darauf sehen kann“, vollendete Eugen in Gedanken. Er sagte aber kein lautes Wort, strichelte nur mit den Farbstiften über das Papier hin und dachte flüchtig: Die Skizze taugt nichts. Bin nicht bei der Sache. Kein Wunder! Oskars Frau spricht mir ihre Beichte aus — Oskars Frau.

„Aber nun er — sein Leben!“ Völlig vergaß Gabriele jetzt, daß sie ihrem Schwager Modell sitzen sollte — sie hob das Köpfchen und bewegte unruhig die Hände. „Tausend Eindrücke müssen doch da sein, die sein Beruf, sein Verkehr mit bedeutenden Menschen — mit einem Wort: die das wirkliche Leben ihm gebracht hat und täglich bringt. Ich — trotzdem ich nun schon volle neunzehn Jahre alt bin! — habe immer das Gefühl, bis jetzt noch gar nicht eigentlich recht gelebt zu haben: Das will ich an Oskars Seite nun tun — das soll er mich lehren! Oft, sehr oft habe ich es mir gewünscht: Könntest du doch einen Arzt heiraten — einen recht bedeutenden berühmten Arzt! Das dachte ich mir so schön, allmählich in einen ganz großen Wirkungskreis hineinzuwachsen, Not und Elend lindern zu helfen, einen kleinen Teil dazu beizutragen, der ungleichen Verteilung der Güter abzuheilen. Sozial betätigen möchte ich mich — wer sollte das besser können, als die Frau eines Arztes! Aber natürlich — er müßte mir dazu verhelfen — die Wege erst zeigen — dann ebnen — ich bin ja jung und unerfahren — ich wüßte nicht, wie ich

das anzufangen, mich darin einzuleben vermöchte. Und nun habe ich — es mag unrecht sein, daß ich es zu dir ausspreche, aber du bist ja sein Bruder und sollst auch mein Bruder sein! Nun habe ich zwar zuweilen das Vorgefühl, Oskar wird das nicht wollen, was meinst du — wird er es?“

„Nein“, sagte Eugen schroff und hart. „Er wird nicht! Wird es keinesfalls!“

Er schreckt sah sie nach ihm hin, ganz wie ein Kind, das sich fürchtet.

„Ach, Eugen! Nicht doch! Nicht doch! Ich hoffte, du würdest mir ein wenig Mut machen.“

„Das kann ich nicht.“

„Ich habe ja noch gar nicht eingehend mit Oskar gesprochen“, fuhr das junge Wesen fort, und es war ein überredender Klang in ihrer Stimme, als wolle sie sich selber Mut zusprechen. „Nur gesagt habe ich ihm, wie ich mich auf Berlin freute, und daß ich hoffte, sehr, sehr viel an ihm zu lernen. Er hat mir auch nicht einmal widersprochen, sondern hat nur gelacht und gesagt, das würde sich ja alles finden, aber mit meinen Illusionen müßte ich wohl gründlich aufräumen. Illusionen! Es sind keine — das werde ich ihm ganz bestimmt erklären, wenn wir eingehend darauf zu sprechen kommen. Keine andere Frau, so denke ich, kann so im großen Strom des Lebens mitschwimmen, wie die Frau eines Arztes. Daher, als Oskar um mich warb, hab' ich gleich „ja“ gesagt, ohne mich weiter zu besinnen.“

„Und er selbst, der Mann, war dir gleichgültig?“ stieß Eugen hervor.

„Aber nein! Gar nicht! Wie sollte er? Das wäre ja eine große Sünde gewesen! Sehr gut hat mir Oskar gefallen — von der ersten Stunde an. So klug — so in sich gefestigt — ich versprach mir so viel von einem Leben mit ihm! Und ich glaube auch, ich werde mein Ziel doch noch erreichen — eine Frau vermag ja so viel. Und wenn du auch sein Bruder bist und ihn gut kennst — daß ich, als seine Frau, mehr Einfluß auf ihn haben könnte, das wirst du doch zugeben!“

Er konnte nichts erwidern, es schnürte ihm die Kehle zu. Ihre Worte: „Ich, als seine Frau“ und „eine Frau vermag ja so viel“, trafen ihn wie schneidende Waffen mitten ins Herz hinein. Es stand etwas in ihm auf, das empörte sich gegen diese Worte, das schrie einen lauten, gellenden Widerspruch in die Welt hinein — in diese Frühlingswelt, die so sonnig, so duftend und blühend vor ihm lag. Sie sollte ihm nicht gehören — sollte nicht! Was hatte sie, das süße Kind, die verkörperte Poesie, gemein mit diesem Menschen der Pflicht, des Ehrgeizes, des Erwerbs, und wie die Attribute alle heißen, die die Leiterstiege seines Lebens waren? Ein Kind, das nichts von Liebe, von Leidenschaft, von Ehe weiß — das blind in die Ehe hineinflaut aus hochgespanntem Idealismus — Gott, mein Gott, es konnte ja nicht sein — durfte nicht. Nicht einmal, was man gemeinhin Verliebtheit nennt, kannte dieses Kind. „Sehr gut hat mir Oskar gefallen! Imponiert hat er mir in seiner Klugheit, seiner Zielsicherheit!“ So spricht keine Verliebte. Und wieder: daß sie

nicht verliebt war, tat ihm heimlich so unsagbar wohl. Wie hätte er es ertragen sollen, wenn —

„Du gibst mir keine Antwort, Eugen!“ Fragend, verwundert, ein wenig bang kam die süße, junge Stimme durch die warme Stille zu ihm her. „Und ich hatte so viel von deinem Rat, deinem Beistand, deiner brüderlichen Hilfe gehofft.“

„Ich bin nicht dein Bruder — kann es — werde es nie sein“, schrie es wieder in ihm auf, aber sein Mund blieb stumm — was konnte er erwidern?

„Hier seid ihr? Und bei der Hitze malst du sie? Und du himmlisch gutes Kind erlaubst das auch und sitzt ganz gebulbig mitten im grellen Sonnenschein!“

Mit eilig trippelnden Schritten kam Frau Klärchen vom Hause her gelaufen, die große Hauschürze vorsichtig an beiden Zipfeln zusammenhaltend.

„Raum dreht Ostar den Rücken — gleich macht ihr Dummheiten!“ schalt die Pfarrwitwe eifrig. „Ostar würde das nie erlauben! Laß doch mal sehen! Ach, du meine Güte — ist das alles? Raum ein Umriß und nichts wie verlorene Tüpfelchen hier und da — das soll ein Bild werden? Schäm' dich mal tüchtig, du großer, berühmter Künstler! Und du kommst her, mein süßes Töchterchen, komm! Das sind die neu angekommenen Küchelschen, die wolltest du ja so gern sehen.“

Vorsichtig breitete Mutter Klärchen ein wenig die Schürze auseinander — sechs goldgelbe, flaumige Federhällchen rollten und kugelten darin herum und sahen aus schwarzen Perlängeln überaus lebendig in die Welt.

„O, wie reizend!“ Behutsam nahm Gabriele eines der Tierchen in die Hand. „So warm wie ein Kuchlein und so seidenweich! Sieh nur, wie es schon die Flügelchen spreizen will!“

„Kind, daß du solche Freude daran hast! Und bist doch auf dem Lande aufgewachsen!“

„Ja — aber Mama hat mir so etwas, nie gezeigt — außerdem — wir waren im Frühjahr fast immer schon auf Reisen. Mama wollte mich mehr für die gesellschaftliche, industrielle Seite des Landlebens haben — dafür pakte ich aber gar nicht, sie hat keine Freude an mir erlebt.“

„Wie kann man denn auch ein Menschenkind wie dich, eine kleine Märchenprinzessin, für Industrie und Rechnerei haben wollen! Das heißt ja, den Pegasus ins Joch spannen!“ ereiferte sich Mutter Klärchen. „Ein Geschöpfchen wie du — nun, was will das heißen?“ unterbrach sie sich, da sie bemerkte, daß Eugen seine Staffelei zusammenklappte. „Ist die Sitzung schon zu Ende?“

„Du hast recht; es ist zu heiß! Ich hätte es Gabriele nicht zumuten sollen.“ Eugen trocknete sich die Stirn, er wandte sich ab, um dem beobachtenden Blick seiner Mutter zu entgehen. Aber Frau Klärchen bog sich flink vor und musterte ihn aufmerksam. „Was ist denn das für ein Gesicht? Ist eine erste Kunstgröße — ist hier bei seiner lieben Mutter auf Besuch — wird gefeiert und bewundert von aller Welt — hat das entzückendste Modell vor sich stehen, das es auf Gottes Erdboden gibt — und sieht aus wie eine Wetterwolke! Gleich bitt' ich mir meinen alten, lieben, lachlustigen Jungen aus! Na — dies Lachen jetzt ist auch für die Raß! Quälst du dich nicht! Wie ist mir denn? Wolltest du nicht auch Lydia malen? Oder hat mir das geträumt?“

„Gutes Klärchen-Mutterchen, ich bin doch nicht hierhergekommen, um zu schufsten wie ein Kuli!“ zwang sich Eugen zu scherzen. „Hier soll das gelobte Land für mich sein und Schlaraffenleben und Beschaulichkeit mit Schlagfahne!“

„Was er für Ausdrücke hat: Beschaulichkeit mit Schlagfahne!“ lachte die Pfarrfrau. „Ich muß aber wieder sagen: Schäm' dich, Junge! Hat die schönsten Frauengesichter in nächster Nähe zum Abtonterfeien zur Verfügung und redet von Schufsten wie ein Kuli. Schilt ihn mal gehörig aus, Gabrielenkind — vielleicht macht ihm das mehr Eindruck als mein Gerede!“

(Fortsetzung folgt.)

Schmetterlinge im Winter.

Von Max Geibler.

Mitten im Winter nehmen wir für die Schmetterlinge die weißen Flocken. Abgesehen von dem nahegelegenen Berg — man will auch ein bißchen seine Sehnsucht küßeln. Es hat so etwas Inniges, mit der Stirn gegen das Fensterkreuz zu lehnen und dem Sommer nachzulaufen mit seinen Gedanken. Der Goldheit der Sonne; der tiefen Bläue des Himmels; dem goldenen Bergwind; die streuen aus ihren Händen Schmetterlinge über Wiesenblumen. . . . Von fünf Dingen ist in diesem Satz die Rede: in der jetzigen Stunde sind sie alle fünf Märchen geworden! Märchen. Bis der Redaktionschmetterling auftaucht: ein Zitronenfalter, ein Fuchs oder ein Wauenaugen; und anhebt zu erzählen: Ich komme geradewegs aus dem Frühlingsland. Die Zeitungen wissen natürlich ganz genau: es handelt sich dabei nicht um einen neuerstandenen Sendboten der Sonne, sondern nur um einen vorzeitig ausgeschlafenen. Aber sie erzählen gerne vom Redaktionschmetterling — damit die Menschen das Lachen nicht verlieren, wenn der Februarregen an die Fenster klackert nach einem härtesten Winter. Oder wenn der März in schöner Verrechnung Eisblumen süßlich, kalt Tulpen in den Gärten abzubrennen. Da gilt es, für Sonne zu sorgen. Und der Zitronenfalter hat seine Flügel so behäblich hineingetaucht. Fuchs und Wauenaugen tragen gar eine ganze Blumenwiese darauf.

Die Redaktionschmetterlinge sind überwinterte Weibchen. Die legen ihre Eier an die ersten Kiefern. Die Zitronenfalterin sucht sich einen Kreuzdorn. Vielleicht sind diese Überwinterer noch bei der Frühlingsfeier am Weidenbusch zwischen Hummeln und Immen. Dann geben sie sterben. Was nach dem Rasttag als Schmetterling fliegt, das erst ist aus der Puppe entstanden. Froste vertragen die in dem Obinbettchen sehr gut. Sie blühen dann als Blumen der Luft leuchtender in ihren Farben als jene, die während des in Züchterhut gestanden. Aber es ist doch nur ein geringer Prozentsatz, der sich in der Puppe durch den Winter schläft. Wer schlafen liebt: 28 Prozent. Im Ei überwintern kaum 10 Prozent. Als Schmetterlinge nicht einmal so viel. Aber die Hälfte also als Raupen: in der Erde, unterm Laube, in den Rosten der Bäume, in Mauerritzen.

Es gibt auch einen Sonderling unter den Schmetterlingen. Wenn die Welt in unleren Breiten Nebel ist, Sturm ist und die Natur eine fröstelnde, zerfetzte Gewohnheit, dann fliegt dieser Sonderling, so man den Frostpanner nennt. Dann lort er auch für seine Nachkommenschaft. Man ist leicht der Meinung: andere wählten die Zeit ihres Erscheinens besser zu wählen. Selbst Forscher kommen zu solch verlornener Annahme. Aber wenn die Menschen anders denken als die Natur, dann denken sie in der Regel falsch. Der Frostpanner erscheint, wenn er weiß: die Schönen seiner Sippe erwarten ihn. Würden diese aber früher im Jahr erscheinen, so wäre das edle Geschlecht der Frostpanner wohl ausgestorben. Die Damen unter ihnen sind nämlich schwer beweglich. Sie legen einem Schmetterling sehr unähnlich. Haben zwar ein Paar kümmerliche Stümpfchen zu beiden Seiten des Körpers, können damit aber nicht fliegen. Und leben aus wie ein Mittelglied zwischen Käfer und Fliege. So etwa. Auf wohl entwickelten Beinen steigen sie im November, oder an offenen Wintertagen, aus ihrem unterirdischen Puppenlager heraus. In der Dämmerung. Oder in der Nacht. Und düsteln ihre Sehnsucht in die verwüstete Welt. Es ist nichts mehr an blumenhaften Rücken in den Nächten. Aber die Männchen finden sich darüber herzu. Dann taumeln sie selig in ihr Sterben. Die Weibchen erklimmen die Zweigspitzen; legen ihre Eier an die schlafenden Blütenknospen. Dortbin, wo die braunen Hülsen sich überstufen wie die Ziegel auf den Dächern. Im April drängen sich die Fugen an diesen Blütenhäuschen auseinander. Dann schlüpft auch das Räupchen. Zwängt sich in die Risse. Und hat der Blüte schon die Seele genommen, wenn der Baum für das Menschenauge im Frühlingschmucke steht.

„Die Spanne ist in der Blüte“, lagen die Leute.

„Die Spanne.“ Der Obster drückt sich damit leidlich bestimmt aus. Die anderen aber meinen: die „Spanne“ — das seien die Raupennester, die sie gegen den Herbst hin auf den Bäumen leben. Die grauen Bläse, die sich wie Gespinnsterhände über Zweig und Blatt legen. (Zur Abschaffung dieses Irrtums wird das hier festgehalten!) Jene schleiern grauen Geblinde rühren von Spinnen her. Spanner aber sind eine andere Familie. Die Eigentümlichkeiten beider Arten prägen sich stärker in der Raupe aus als in den Schmetterlingen. Die Raupen der Spanner haben veräummerte Bauchfüße — bis auf das letzte Paar. Damit heften sie sich an die Futterpflanze. Strecken von der Haftstelle den Leib zweigähnlich in die Luft. Und atmen so in ihrem Aussehen den Pflanzenteil nach, der ihnen der liebste ist. Kein, jene Schleierfäden, jene Totentücher über den Obstäumen, auch über Waldbäumen. Spinnen die Spinner. Die kann der Obster mit der Fadel verfolgen. Die Raupe des Frostpanners aber rollt höchstens ein Blatt zu ihrem Schutz. Und wenn ihre Zeit gekommen ist, läßt sie sich an einem strahlenden Baden aus der Baumkrone

hernieder; begräbt sich bis zu ihrer Auferstehung in die Erde. Ihr Otern feiert sie, wenn die Novemberstürme die letzten Gloden auf den Rainen zerreiben. Wenn die Nebel Raubreif spinnen. Deshalb legt man in unseren sehr gemäßigten Breiten Baumrinne um die Stämme. Bevor es einwintert. Ehe die Frostspanner aufblühen; fahlgelb, mit grauen Bändern über den Flügeln, als wär ein Nebel darüber getrichen. Flatterbinger, nicht halb so groß und did wie ihre Verwandten, die Eulen. Bessere Mottchen. Wenn die Frostspanner aufblühen; die Schneerosen unter den Schmetterlingen. Und ihre Weibchen in lachtem Emporsteigen düsteln das Lied ihrer süßen Liebe.

Die Ehre des roten Franz.

Von Georg Hirschfeld.

Direktor Germersbach schritt in nachdenklicher Erregung durch sein Arbeitszimmer. Die Fenster waren zum Anstaltsgarten hin geöffnet — wieder wehte der narkotische Duft des ausländischen rotblühenden Strauches herein. Der Direktor griff an seine ergrauten Schläfen und dachte: „Ich will es Cäcilie doch sagen, der Strauch muß fort, denn sein Geruch paßt nicht in ein Zuchtbaus.“ Dann aber wußte er, daß er es Cäcilie doch nicht sagen würde, denn sie liebte den ausländischen Strauch und hatte so nicht viel, was sie in dieser Umgebung erfreute.

„Zur Sache!“ dachte Direktor Germersbach und läutete. — „Ist Oberaufseher Schulz da?“ — „Wartet schon“ antwortete der Diener. — „Soll kommen.“

Oberaufseher Schulz mit der schwarzen Klappe über dem linken Auge trat ein. Er stand stramm. Der Direktor winkte ab und sagte mit seiner nervösen Menschlichkeit: „Schulz, ich habe Sie kommen lassen — wissen Sie, ich bin ja ganz erstaunt. Da hab ich die Führung vom roten Franz gelehrt — vom Rotbucher, der heut entlassen wird — ja, wissen Sie, das ist ja tadellos — da geniert man sich förmlich, daß man den Mann wieder drei Jahre im Kasten gehabt hat.“

Der Oberaufseher rührte sich nicht, aber seine harte gelbe Mine zeigte, daß er für solche direktorale Auffassung kein Verständnis hatte. Er war versteinert, leit ihm die letzte Revolte der Sträflinge ein Auge gekostet hatte. Außerdem war er seit fünf Jahren ein Gegner der humanen Neuerungen, die den Ruhm seines Direktors bedeuteten.

„Meine Frau hat es mir auch bestätigt!“ fuhr Germersbach fort. „Sie hätte den roten Franz am liebsten als Gärtner behalten. Und seine Krankenpflege drüben in der Station muß ja geradezu vorzüglich gewesen sein.“

Trotzdem ist er genau ein so schwerer Junge wie er sonst immer gewesen. Herr Direktor. Wenn er wieder raus ist, ändert er sich nicht. Das ist der geborene Verbrecher.“

Nein, Schulz, das scheint mir ganz unmöglich. Sie wissen, ich bin nicht sentimental. Ich habe eine lange Praxis hinter mir. Aber der Fall des roten Franz ist wirklich ein Ereignis. Hier kann es noch eine Besserung von innen heraus geben. Natürlich, wenn man ihn allen moralischen Gefahren überläßt — entlassener Sträfling sein ist immer ein großes Unglück. Man muß ihn eben schützen. Man muß ihm das goldene Gewicht in die Seele legen. Kurz — ich habe schon meinen Plan. Lassen Sie mir doch den Rotbucher mal kommen, Schulz, wenn er sich bei Ihnen abgemeldet hat.“

Nach zehn Minuten stand der rote Franz, der seinen Spitznamen einem geradezu brennenden Haarschopf verdankte, vor dem Direktor. Man merkte dem bleichen, bageren Manne eine wachsende Verlegenheit an. Nervös trat er von einem Fuß auf den anderen. Er hätte sich diesen Abschied gern erpart, aber seine übermächtige Stimmung hatte nicht etwa den Grund, daß er den Direktor Germersbach hasste, sondern er fühlte im Gegenteil eine zärtliche Verehrung für ihn.

„Rotbucher“, sagte der Direktor, selbst nicht ohne Befangenheit — „Sie sind nun wieder mal fertig. Drei Jahre — nicht wahr? Ich freue mich über Ihre ausgezeichnete Führung. Sie sind geradezu ein nützlicher Inhaber der Anstalt gewesen. Aber — Rotbucher — Menschenkind — ein Zuchtbaus ist es doch. Sie hab — ich hab es ausgerechnet — ein Drittel Ihres ganzen Lebens in solchen angenehmen Gasthöfen gewesen. Aber, Rotbucher, immer wieder dasselbe Bild. Entlassen nach guter Führung — bald darauf wegen schweren Einbruchs, wegen Falschmünzerei oder Betrugs wieder im Kasten. Muß denn das sein, Rotbucher?“

„Es scheint so“, erwiderte der rote Franz mit blinzelnden Augen.

Nein — lächerlich — schämen Sie sich doch — ein Mann wie Sie — Sie könnten geprüfter Krankenpfleger sein — Sie könnten einen Gutsgarten bedienen — meine Frau hat mir erzählt: Sie sind der einzige Sträfling, mit dem sie sich unterhalten hat. Sie sind doch auch anders als die anderen Kerle hier, zum Teufel!“

Hier — ja Herr Direktor, flüsterte der rote Franz. Sein brennender Schoß senkte sich — man konnte das Gesicht nicht mehr sehen.

„Meinen Sie damit, daß Sie draußen in der Freiheit —“ „Draußen kann ich nicht Krankenpfleger sein und nicht Gärtner. Da gibt es nur eins für mich. Hier ist es halt anders — da hab ich meine Ordnung, meine Nummer. Da bin ich bei Ihnen und bei der Frau Direktor. Aber

draußen — da lauf' ich wie gezeichnet herum. Da bin ich der rote Franz, der sich auf seine Art helfen muß, wenn er nicht umkommen will.“

„Und wenn man nun diesmal vorsorgt? Wenn man Ihnen eine dauernde Arbeitsstelle schafft, eine Existenz, wo niemand Sie schief anschauen darf und kein Mensch sich um Ihre Vergangenheit kümmert? Was dann, Rotbucher? Könnten Sie dann nicht mal Ihre ganze Ehre darein setzen, Ihrem Direktor Freude zu machen? Könnten Sie mir dann nicht in die Hand versprechen, daß wir uns wieder sehen werden, aber nicht hier, sondern draußen, wo ich Sie mal besuchen werde?“

Ein Zittern ging durch die hagere Gestalt des roten Franz. Er starrte auf die dargebotene Hand des gütigen Mannes. Erschüttert schwankte er vor solcher Menschlichkeit.

Dann kam es leise grollend aus ihm hervor: „Ich glaub nicht dran. Es ist wohl ein Geburtsfehler. Aber die Welt draußen hat den Geburtsfehler. Aber versprechen will ich's. Was wäre ich für ein Schuft, wenn ich Ihnen sowas nicht versprechen tät?“

So zog denn der rote Franz mit dem Goldgewicht, das Direktor Germersbach ihm in die Seele gelegt hatte, davon. Er trug es wie ein Batum durch die Freiheit. Immer führte er das Gewicht seiner Ehre dort, wo das alte Herz schlug.

Aber nach drei Monaten vergaß er es. Nach drei Monaten beagnete er dem Simberger, und der Simberger hatte für den Rotbucher immer ein feines Gefühl. Auch diesmal riß ihn die dunkle Kameradschaft fort. Doch ohne Glück. Das verratene Goldgewicht machte den Rotbucher schwerfällig. Sein Direktor, dem er das Wort gebrochen, lebte in ihm auf, und er ließ sich fangen.

Diesmal setzte es fünf Jahre Zuchtbaus. Er nahm das Erwartete hin, aber plötzlich legte eine Bitte aus ihm empvor, eine sonderbare, stehende Bitte, die dem alten Verbrecher niemand glauben wollte. Tag und Nacht, an jeder Stelle brachte er sie vor: „Schiden's mich nicht in die Anstalt zum Germersbach!“ Man lachte natürlich, man hielt ihn für närrisch, man verstand sein törichtes Geläch nicht. Die Germersbachsche Anstalt hatte ja gerade den besten Ruf — dorthin wünschte sich jeder erfahrene Zuchthäusler.

Es half ihm also nichts. Zukt zum Germersbach brachte man ihn. In einem Sommernorgen, als der ausländische Strauch im Anstaltsgarten wieder seine roten Blüten zeigte, traf der Bericht ein. Direktor Germersbach lag seiner jungen Frau beim Frühstück gegenüber. Er war tief verstimmt und gestand ihr schließlich den Grund.

„Es ist unglaublich. Das hätte ich nie gedacht. Er ist schon wieder da, der rote Franz. Nach diesem Versprechen. Also wirklich nichts zu machen. Ich werde gleich mal zu ihm gehen.“

„Sei nachsichtig“, hörte er noch von seiner Frau — er nickte nur und ging. Eine seltsame Bessommenheit überfiel ihn, als er durch die langen grauen Gänge der Anstalt schritt. Oberaufseher Schulz trat ihm entgegen: „Leider ein Malheur passiert, Herr Direktor. Der rote Franz hat sich soeben in einem unbewachten Augenblick erbängt.“

Die Schwierigkeit, einen Entschluß zu fassen.

Von Jerome K. Jerome.

„Zu welchem der Stoffe würdest du mir raten, Liebste? Zu dem roten kann ich meinen rotbraunen Hut nicht tragen.“

„Weshalb nimmst du nicht den grauen?“

„Ja, ja, der graue wäre entschieden praktischer.“

„Ist auch gutes Material.“

„Ja, und ein hübsches Grau. Du weißt, was ich meine, kein gewöhnliches Grau. Aber grau ist selbstverständlich immer eine langweilige Farbe.“

„Es ist unauffällig.“

„Das Rot hingegen erweckt einen so warmen Eindruck. In Rot fühlt man sich warm, selbst wenn man nicht wirklich warm hat. Du weißt, was ich meine.“

„So nimm doch den roten Stoff. Rot kleidet dich.“

„Findest du wirklich?“

„Ja; aber selbstverständlich nur, wenn du nicht gerade blaß bist.“

„Das ist immer die Gefahr bei der roten Farbe. Nein, ich glaube, grau ist doch sicherer.“

„Dart ich den grauen Stoff abschneiden, anädige Frau?“

„Und es ist ein gutes haltbares Material. Ich werde es mit Grün belegen lassen und... O. Sie haben den Stoff doch noch nicht abgekauft?“

„Ich wollte es eben tun, anädige Frau.“

„Warten Sie noch einen Augenblick. Lassen Sie mich noch einmal den roten Stoff anschauen. Es fiel mir eben ein, Liebste, daß dazu der Chinilla so gut passen würde.“

„Das stimmt.“

„Und ich habe nun doch einmal den Chinilla.“

„So nimm den roten Stoff.“

„Ja, aber ich denke an den Hut.“

„Reißt du keinen Hut, den du dazu tragen könntest?“ „Nein, und zum grauen würde der rotbraune so prächtig passen.“

„Ich soll vierzehn Yards abschneiden, nicht wahr, anädige Frau.“

„Ja, vierzehn werden genügen, denn ich werde noch...“

Warten Sie einen Augenblick. Wenn ich aber den grauen Stoff nehme, was soll ich dann zu der schwarzen Sade tragen?

„Kannst du es nicht dazu tragen?“

„Nein, jedenfalls nicht so gut wie zu dem roten.“

„Dann nimm doch den roten Stoff. Er scheint dir zu gefallen.“

„Nein, mir persönlich gefällt der graue besser, aber man muß an alles denken. Mein Gott, die Uhr geht doch nicht richtig.“

„Nein, gnädige Frau, sie geht zehn Minuten nach. Unsere Uhren gehen alle nach.“

„Wir wollten doch um ein Viertel nach Zwölf bei Frau Sannaway sein. Wie die Zeit vergeht. Um wie viel Uhr gingen wir denn eigentlich aus?“

„Und haben recht wenig ausgerichtet, nicht wahr, Liebste?“

„Nichts. Dabei wollte ich so viele Besorgungen machen. Ich muß zu Frau Sannaway gehen. Hast du meine Börse? Schon gut, hier ist sie.“

„Du hast dich noch immer nicht entschlossen, ob du den roten oder den grauen Stoff nimmst.“

„Ich weiß wirklich nicht, welchen ich will. Vor einem Augenblick war ich schon ganz entschlossen, jetzt jedoch bin ich wieder schwankend geworden. Ja, ich weiß schon, — den roten Stoff. Nein, ich meine ja den grauen.“

„Du hastest dich zuletzt für den roten entschlossen.“

„Du hast recht. Diese Besorgungen sind furchtbar, ich werde immer ganz verwirrt.“

„Gnädige Frau haben sich also für den roten Stoff entschlossen?“

Der Verkäufer erinnert sie daran, daß sie bereits alle roten Stoffe gesehen und gerade diese Nuance gewählt und bewundert habe.

„Gut.“ erwidert sie mit dem Ausdruck eines Menschen, von dem alle irdischen Lasten abfallen. „dann muß ich wohl diesen Stoff nehmen. Wenigstens brauche ich mir nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. Dabe schon den ganzen Morgen verloren.“

Kaum hat sie das Geschäft verlassen, so fallen ihr drei wichtige Gründe ein, weshalb der rote Stoff völlig ungeeignet, und vier, weshalb der graue entsprechend sei. Sie fragt ihre Freundin, ob sie glaubt, daß man im Geschäft den Stoff umtauschen würde? Diese, die sich schon nach dem Mittagessen lehnt, verneint.

„Ich habe Einkäufe.“ spricht die Dame. „Man hat nie Zeit, sich die Sache zu überlegen.“

Und sie beschließt, von nun an nicht mehr in diesem Geschäft einzukaufen.

Mein Haus.

Mit Holz emporgerichtet und mit Stein.

Erhebt du dich auf festem Fundament.

Und von dem unermessenen Erdenrunde.

Was du umschließt, das Beste, ist mein.

In starker Sicherheit umschirmter Mauern

Trotzt du dem Sturm und Toben der Natur.

Du stirkst meines Daseins schmale Spur

Und wehrt den Sorgen, die von draußen lauern.

Durchs Fenster sehe ich das Leben gleiten.

Ein fernes nur, mir fremd entrücktes Sein;

Du fängst in heimlich stillen Zaubern ein.

Verstehst die Tür, hörst du das Schicksal schreiten.

Zu dir lenkt wandermüder Fuß mich hin.

Wenn schattengrau der späte Tag verblüht.

Ein tröstend Licht läßt du ins Dämmer leuchten.

Und in dem Nebelhauch, dem abendfeuchten.

Ist fröhlich Wissen, daß ich heimlich bin.

In deinem Frieden sanft geborgen bin.

Heinrich Heis.

Scherz und Spott

Die Verlobung. In den erbaulichsten Dörfern ist der Begriff „Verlobung“ nicht bekannt. Dort geht man miteinander und heiratet eines Tages. Einmal zeigt in einem Dorf ein Großbauer die Verlobung seiner einzigen Tochter an. Da die Dörfler nicht wissen, was sie von der Anzeige halten sollen, fragen sie bei der nächsten Zusammenkunft im Dorfweirhaus den Brautvater: „Du, Herrmann, was ist das eigentlich, der Tochter hat sich verlobt?“ — „Das müßt ihr euch ja vorstellen“, antwortete der Brautvater, „als wenn ihr ein Stück Blech kauft und lobt's noch a wing stieb.“

Sein Schmerz. Die Jazzband hatte eben das sentimentale Lied „Kalifornien, ja, nach Kalifornien mücht ich gehn.“ In der Ecke stand ein Herr und weinte bitterlich. Eine Dame fragte ihn mitleidig: „Das Lied hat sie wohl dir verblüht. Sie sind gewiß Kalifornier?“ — „Nein, Musiker!“ (The Hea.)

Unvorsichtige Frage. „Hast ihr etwa über mich?“ fragte der verstreute Professor. — „Nein“, kam die Antwort der Jungen. — „Nun, was alst's denn sonst hier in der Klasse zu lachen?“ (College of the Pacific Weekly.)

Welt und Wissen

Überkultur im Insektenreich. Die Bienen- und Ameisenstaaten sind uns so oft als Vorbild geschildert worden, daß wir es mit Genußaufnahme aufnehmen, wenn man auch in diesen Reichen Verfallserscheinungen und Formen der Überkultur feststellt. Eingehendere Beobachtung zeigt, daß auch im Gemeinschaftsleben dieser Wesen nicht alles so glatt geht, wie unsere Schulweisheit sich träumt, und daß es nicht in Menschenstaaten allein schwere Übelstände gibt. Einige Beispiele von einer solchen Überkultur bei Insekten führt Hermann Kadenstock in einem Aufsatz in „Reclams Universalum“ an. „Mühsig ist aller Völker Anfang.“ Dieses Sprichwort bewahrheitet sich auch bei den klavenhaltenden Ameisen, den Amazonen und anderen Arten. Manche Ameisenstämme sind so faul geworden, daß sie sich beim Umsua in einen Neubau logar von ihren Sklaven tragen lassen. Hauptmann Deumer berichtet von einer kleinen weißgrünen runden Art Herrenameisen, die er auf Neuguinea beobachtete. Sie hielten sich ganz große, dünne, bernsteinfarbige, auflaufende Sklaven. Wenn diese, mit Beute schwer beladen, zum Nest hinaufkamen, wurden ihnen die Last von ihren Herren abgenommen, die sie selbst verstaute. Wackposten sorgten dafür, daß die Sklaven nicht vor Anbruch der Nacht den Bau betraten, immer wieder wurden sie durch Bisse zu neuer Arbeit angetrieben, bis die Dunkelheit dem Frondienst ein Ende machte. Im engen Zusammenhang mit der Arbeitsweise mancher Insektenarten steht eine andere Form der Überkultur, die Sucht nach süßen und narkotisch-alkoholischen Nahrungsmitteln. Auch beim Menschen ist es ja so, daß der, der nichts tut, auf dumme Gedanken kommt und sich allerlei Lasten ergibt. Eine ganze Reihe von Termiten- und Ameisenarten halten sich Tiere, deren zuckerhaltige Ausscheidungen sie so übermäßig genießen, daß Einzelgänger und Staat entarten und zugrunde gehen. So haben indische Termiten flugunfähige Bienen in ihren Bauten, die sie beschützen und deren Sprache sie aroksieken, nur um sich an ihren aromatisch-narkotischen Ausscheidungen zu betraufen. Bei anderen Termiten läßt die eigene Königin einen solchen Saft aus ihren Klanken treten, an dem sich dann die Arbeiter, die eigentlich für sie sorgen sollen, betraufen. Es kommen auch ungebetene Gäste aus anderen Insektenfamilien, die diesen Saft lieben und dann in der Trunkenheit Eier rauben und Larven mordern. Da sie nun aber selbst das süße Nark auszuscheiden, werden diese Räuber und Mörder von den Termiten-Arbeitern noch verhasst. Bei vielen unserer Ameisen werden gewisse Blattläuse zu diesen Zwecken gepflegt und „gemolken“. Andere Arten haben eine besondere Vorliebe für den Saft des von ihnen gefütterten blinden Keulensäckers, und noch andere Ameisen züchten Wurzelläuse, von denen sie sich vollständig ernähren lassen. Viele Tiere, die über der Erde gar keine Nahrung mehr suchen, sind ganz gelb und bleich geworden und immer mehr entartet. Ein Zeichen der Überkultur ist auch der Sklavenraub, den manche Ameisen betreiben. Die Amazonen-Ameisen sind so faul geworden, daß sie sich von den Sklaven die vorgekauten Speise in den Mund schlecken lassen und ohne diese verhungern würden. Nicht minder entartet sind die blutroten Ameisen; aber die Haustiere aus der Käferwelt, die ihnen ihre Nahrung liefern, rauben und mordern ihrerseits im Nest, so daß die blutroten immer wieder neue Sklaven aus den Nestern holen und anlernen müssen. Das ist ihre einzige Arbeit, die sie noch verrichten. Die Weber-Ameisen der Tropen sind durch ihre Nahrungshausiere sogar zur Erfindung der Webkunst gebracht worden. Diese zuckerliebenden, auf Bäumen lebenden Spinnläuse würden ihnen davonlaufen, wenn die Weber-Ameisen sie nicht in kunstgerecht zusammengehefteten Blätterställen einzelnverrt halten würden.

Warum es lange Nasen gibt. Die Tatsache, daß manche Menschen mit sehr umfangreichen und andere wieder mit winzigen Riechorganen ausgerüstet sind, ist gewiß eine Erscheinung, die zum Nachdenken Anlaß geben kann. Aber den wahren Grund hat man noch nicht herausbekommen und auch die Erklärung eines englischen Ethnologen, die sich in einer englischen Zeitschrift findet, dürfte nicht über jeden Zweifel erhaben sein. Bekanntlich ist einer der Zwecke, die unsere Nase im Organismus erfüllt, der, daß sie die Temperatur und Feuchtigkeit der eingeatmeten Luft steuert, bevor diese in die Lungen kommt. Je kälter und trockener die Luft ist, desto größer ist die Arbeit der Nase, und der Gesehrte nimmt daher an, daß bei Rassen, die lange in einer kalten und trockenen Umgebung gelebt haben, die Nase länger wird und der Nasenrücken höher und enger. Wandern nun Menschen mit solchen langen, gebogenen, schmalen Nasen in ein anderes Land ein, in dem diese Funktion der Nase nicht so sehr in Anspruch genommen wird, so behalten sie doch die Nasenform noch lange bei. Nach dieser Theorie würden z. B. die arischen schmalen Nasen der herrschenden Rassen in Indien darauf hinweisen, daß diese Rassen aus dem Norden eingewandert sind. Aus den fossilen Schädeln der europäischen Menschen während des Eiszeitalters glaubt man auf sehr große schmale Nasen schließen zu können, die dann allmählich kürzer und breiter wurden, als das Klima sich besserte.